

Rettungsgebet sein, mit dem sie Gott neu „andenken“ lernen in einer Gesellschaft, die gerade daran ist, das zu verlernen.

Die andere Sprache

Drei Tage nach meiner Geburt, als ich in meiner seidenen Wiege lag und mit staunendem Schrecken in die neue Welt um mich her blickte, fragte meine Mutter die Amme: „Wie geht es meinem Kind?“

Die Amme antwortete: „Es ist wohlauf, Madame. Ich füttere es dreimal, noch nie sah ich so ein frohes junges Ding.“

Das erboste mich, und ich schrie: „Das ist nicht wahr, Mutter, mein Bett ist hart, die Milch, die ich kriege, ist bitter, die Brüste dieser Frau riechen faul, und es geht mir ganz schlecht.“ Aber meine Mutter verstand mich nicht, auch die Amme verstand nicht, denn ich redete die Sprache der Welt, aus der ich gekommen war.

An meinem einundzwanzigsten Lebensstag wurde ich getauft, und der Priester sagte zu meiner Mutter: „Sie können glücklich sein, Madame, daß ihr Sohn als Christ geboren wurde.“ Das überraschte mich – und ich sagte zu dem Priester: „Dann muß Ihre Mutter im Himmel aber unglücklich sein, denn Sie wurden nicht als Christ geboren.“ Aber auch der Priester verstand meine Sprache nicht.

Nach sieben Monaten kam ein Wahrsager, um mich anzusehen, und er sagte zu meiner Mutter: „Ihr Sohn wird ein Staatsmann und ein großer Führer der Menschheit werden.“ Da schrie ich: „Das ist eine falsche Prophezeiung. Denn ich werde Musiker werden und will nichts als ein Musiker werden.“

Aber nicht einmal in diesem Alter verstand man meine Sprache. Das erstaunte mich sehr. Nach dreiunddreißig Jahren, in welchen meine Mutter, die Amme und der Priester allesamt verstarben (Gott sei ihren Seelen gnädig!), lebt der Wahrsager immer noch. Gestern traf ich ihn am Eingang zum Tempel, wir sprachen miteinander, und er sagte: „Ich wußte stets, daß Sie ein großer Musiker sein werden. Schon in Ihrer Jugend sagte ich dies voraus.“

Ich glaubte ihm, denn mittlerweile hatte auch ich die Sprache jener anderen Welt vergessen.

Aus: *Khalil Gibran, Der Narr. Lebensweisheit in Parabeln*, Walter Verlag, Olten 1975, 23 f.

Bücher

Die Generationen-Problematik richtig sehen

Micha Brumlik, Gerechtigkeit zwischen den Generationen, Berlin Verlag, Berlin 1995, 136 Seiten.

„Gerechtigkeit zwischen den Generationen“ bedeutet für die Mehrheit der Glieder moderner demokratischer Gesellschaften nicht mehr und nicht weniger als die Einhaltung des „Generationenvertrages“, nach dem die mittlere Generation die nachkommende aufzieht und die alte versorgt, von der sie zuvor aufgezogen und versorgt worden ist. Daß diese so verstandene politische Form des Ausgleichs zwischen den Generationen zunehmend aus dem Lot gerät, wird in zahlreichen Publikationen, oft genug polemisch, kurz-sichtig und kurzschlüssig, problematisiert.

„Gerechtigkeit zwischen den Generationen“ als fundamentale Frage nach Bildung und Erziehung zu begreifen stellt dagegen einen selten gewählten Zugang zu dieser Thematik dar. Um so gewichtiger fällt Micha Brumliks Essay zu einer angemessenen Konzeption des Umgangs zwischen den Generationen aus. In wohltuend besonnener, zugleich engagierter und distanzierter Weise verfolgt er bildungsphilosophisch die Generationenfrage als Herausforderung an Erziehung und Bildung: „So soll als bedeutsamste pädagogische Gegenwartsfrage die allerorten grassierende, allgemein für wahr gehaltene, aber in der Öffentlichkeit kaum überprüfte These vom Werteverlust und vom gesellschaftlichen Verfall erörtert werden, während sich die Vergangenheit als die Frage nach der pädagogischen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Massenvernichtung unausweichlich aufdrängt.“ (14)

Im ersten Kapitel gewinnt Brumlik, in Auseinandersetzung unter anderem mit Immanuel Kant, Jean Jacques Rousseau, Hannah Arendt und Walter Benjamin, ein liberalen und demokratischen Gesellschaften angemessenes Verständnis der Beziehung der Generationen und ihres Umgangs miteinander. Mit Heidegger wird menschliches Dasein wesentlich als Generationenerfahrung gedeutet; das Bild Hannah Arendts von den

Neugeborenen als Fremdlingen und Hofmannsthals Gedanke, daß die zukünftigen Generationen Gastgeber der gegenwärtigen sind, Kants Auffassung von der unbedingten Pflicht der Eltern, ihre Kinder angemessen zu versorgen, das Problem einer Ethik des Generationenverhältnisses mithin, führen ein facettenreiches Bild des Generationenverhältnisses vor Augen, auf dessen Hintergrund die Frage nach Erziehung gestellt wird. „Erziehen . . . tun wir im Grunde immer für eine aus den Fugen geratene oder geratene Welt.“ (H. Arendt) Der Begriff der Autorität als „geforderte Verantwortung vor der Welt in erzieherischen Zusammenhängen“ (21) wird zum Schlüsselbegriff für ein jeweiliges Verständnis der Aufgabe von Erziehung zwischen den Generationen als Beziehung zwischen Menschen verschiedenen Alters. Arendts und Benjamins Projekt einer Beherrschung des Generationenverhältnisses durch Pädagogik wird einer kritischen Würdigung unterzogen, weil die sozialen Bedingungen, innerhalb derer sich die verschiedenen Generationen gegenüberstehen, nicht angemessen berücksichtigt werden. Brumlik kommt zu dem brisanten Schluß: „Gerade im Rahmen einer Untersuchung des Generationenverhältnisses – im Interesse an seiner rationalen Gestaltung – muß daher die Frage, wer, warum, mit welchen Interessen und vor welchem Hintergrund die Rede von der ‚Autorität‘, nachdem sie gut zwanzig Jahre obsolet zu sein schien, wieder auf die Tagesordnung gesetzt worden ist, besonders sorgfältig geprüft werden.“ (39)

Dies tut der Verfasser im folgenden zweiten Kapitel „Gegenwart“, indem er der These vom Werteverlust und Zerfall der Gesellschaft nachgeht, die sich, glaubt man dem Alltagswissen und der Begriffspolitik der Gegenwart, am Rechtsextremismus Jugendlischer, am Verfall der Familie und zunehmender Bindungslosigkeit entzündet. Brumlik stellt den Behauptungen empirische Ergebnisse entgegen, die ein differenziertes Bild der genannten Phänomene samt ihrer sozialen Ursachen zeichnen. Diese an sich nicht neuen Erkenntnisse gewinnen bei Brumlik ihre Brisanz durch das sensibel herausgearbeitete Verhältnis von Erziehung und Politik, das letzterer immer wieder ihr Versagen nachweist und der Erziehung eine Lückenbüßerfunktion zuschreibt, die diese

weder erfüllen kann, noch will: „Die aktuellen publizistischen Bemühungen, der Gewalt dadurch Einhalt zu gebieten, daß der Gedanke der Erziehung – zumal in Familien – propagiert wird, übersieht konsequent die soziologische Einsicht, daß säkulare Prozesse wie der Funktionswandel der Familie in Richtung auf mehr Freiheitsspielräume und damit Instabilität nicht beliebig durch Handeln umkehrbar sind.“ (49) Entsprechend erstaunt die Ignoranz der Politik gegenüber empirisch-pädagogischen Ergebnissen nicht. Im Rückgriff auf die Kardinaltugenden des christlichen Abendlandes bestimmt Brumlik Gerechtigkeit, Liebe und Mut „als genau das, was konventionelle Geister noch immer bekämpft haben: als die subjektiven Voraussetzungen eines selbstbestimmten Lebens im Horizont einer universalistischen und solidarischen Moral“ (64). Diese aber erleben längst, unter veränderten Vorzeichen allerdings, eine Renaissance, auch und gerade in der jüngeren Generation.

Mit Benjamins Konzept einer „Gerechtigkeit zwischen den Generationen“, das nicht nur einer „umfassenden, materialistischen Konzeptualisierung der Bildungs- und Erziehungsproblematik, sondern zugleich einer Ausweitung von Gerechtigkeitsprinzipien in universalhistorischer Hinsicht“ (86) dient, leitet Brumlik zu seinem dritten und letzten Kapitel über Benjamins Theorie der Gerechtigkeit zwischen den Generationen liefere als einzige ein angemessenes Verständnis dessen, was eine „Pädagogik nach Auschwitz“ tue. „Unterweisung ins Eingedenken“ stellt die Pädagogik vor die Aufgabe, der gegenwärtigen Jugend Toleranz und Sensibilität nahezubringen und zugleich eine „anamnetische Kultur“ (J. M. Metz) zu pflegen, die zusammen Jugendliche motivieren, „zu rechts-extremistischen Ideologien Distanz zu halten“ (91). „Erziehung nach Mölln“ aber erfolgt nicht im luftleeren Raum, sondern im konkreten Kontext der deutschen Nachkriegsgeschichte und der in ihr entwickelten Formen der „Bewältigung“ des „Holocaust“. Brumlik wendet sich eindringlich gegen eine neuerliche, diesmal pädagogische Verzweckung der Opfer von Auschwitz, die vor allem Jugendliche lehren soll, was sie anscheinend anderswo nicht lernen: Toleranz und Achtung gegenüber fremden anderen. Konsequenz bleibt Brumlik an Benjamins

Ethik des Gedenkens, das „einzig um deretwillen geschieht, derer da gedacht wird“ (114) und problematisiert entsprechend alle Konzepte, die einen außer diesem liegenden Sinn haben sollen, so auch Metz' Theorie der „anamnetischen Solidarität“, die nicht frei sei von Aspekten einer „Lehre vom richtigen Leben“ (113 f). Brumlik geht es letztlich darum zu zeigen, „daß eine Ethik des Gedenkens nichts anderes tut, als systematische Konsequenzen aus Erfahrungen zu ziehen, die dem alltäglichen Bewußtsein so vertraut sind, daß es sie oft genug vergißt.“ (130) Gerechtigkeit zwischen den Generationen, so hat sich am Ende der Lektüre erwiesen, bedeutet ein höchst anspruchsvolles, zugleich alternativloses Konzept der „Beziehung der jeweils Gegenwärtigen zu den Zukünftigen, der Gegenwärtigen zu den Vergangenen“ (131). Es ist Brumliks Verdienst, mit diesem Essay die wirklichen Herausforderungen des Generationenverhältnisses scharf herausgestellt zu haben und zugleich der Politik wie den mit Erziehung Befassten ihre Aufgaben vor Augen geführt zu haben. Eine notwendige und gewinnbringende Lektüre.

Martina Blasberg-Kuhnke, Dortmund

Reimer Gronemeyer, Die Entfernung vom Wolfsrudel. Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten, Fischer Verlag, Frankfurt 1994, 176 Seiten.

Der Gießener Theologe Reimer Gronemeyer hat dem Konzert der Stimmen, die einen Krieg der Generationen auszumachen meinen oder ihn wenigstens erwarten, eine Stimme hinzugefügt. In seinem Bändchen legt er die These vom Bruch des Generationenbündnisses nach dem „Tod der Familie“ vor. „Die Alten und die Kinder sind die Opfer dieser sozialen Katastrophe“, in deren Gefolge ein „Verteilungskrieg in unserer Gesellschaft“ (7 f) drohe.

Diese Kernthese, in vielen Varianten und in affektiv aufgeladener Sprache vorgetragen, sucht der Autor im folgenden zu erhärten. Dazu zieht er Material aus unterschiedlichsten Zusammenhängen heran, die in populärwissenschaftlich-vereinfachender und oft ungenauer Form wiedergegeben werden: Märchen und Erzählungen, Romane, Biographien, Zeitschriftenartikel und -interviews, vor allem aber ethnologische Berichte aus aller Welt und allen Zeiten.

Die Lektüre des Bändchens hinterläßt einen höchst problematischen Eindruck. Bedenkenswerte Überlegungen zum Generationenverhältnis und zu fragwürdigen Entwicklungen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen auf der einen und mit Alten auf der anderen Seite werden überdeckt von kurzschlüssigen, apodiktisch vorgetragenen Behauptungen, für die der redliche Erweis oft genug ausbleibt. Etliche dieser Behauptungen sind durch einschlägige familiensoziologische beziehungsweise gerontologische Erkenntnisse längst widerlegt, andere überholt. So läßt sich schon die Behauptung vom „Tod der Familie“ nicht halten. Der Wandel der familialen Lebensformen bei gleichbleibender Hochschätzung dieser Lebensform rückt nicht in den Blick, ebenso wenig die wirkliche Problematik einer „strukturellen Benachteiligung von Familien“ (Kaufmann). Auch die Darstellung der Realität des Alters gerät über weite Strecken zur Karikatur, so, wenn Alte vorwiegend als „Abnehmer von Gesundheitsdienstleistungen“, befaßt mit der „Pflege und Erhaltung ihres Körpers“ (18) vorgestellt werden und die Arbeit der Altenorganisationen nach Meinung des Autors den Eindruck vermittele, „hier habe man es mit Millionen an den Rand gedrängter, armer und unterversorgter Menschen, die vereinsamt dahinvegetierten“ (34) zu tun. Umgekehrt: „Jetzt werden die Alten auf den Trimpfad geschickt, um die Muskeln zu stählen für die Orgasmusjagd. Es geht um ‚erfolgreiches Altern‘ . . .“ (37). Das ist kein seriöser Umgang mit dem tatsächlich vorhandenen Problem des „Diktats der Jugendlichkeit“. Auch Altenbildung und Altenpflege bekommen „ihr Fett weg“: Die Alten sind Opfer des „pädagogischen Bekehrungsdrangs“ arbeitsloser Akademiker (43) und der „fürsorglichen Haft“ der „Altenhilfe-expertokratie“ (164).

Der konservative, ja restaurative Ansatz wird deutlich, wenn der These von der Familie als „Brutstätte von Gewalt und Krankheiten“ (29) und der Vernachlässigung der Kinder der Satz folgt: „Die moderne Mutter hat einen engen Terminplan – schließlich soll sie arbeiten und sich emanzipieren.“ Eine solche Aussage ist einfältig, dumm und gefährlich. Eine Perspektive eröffnet sie und eröffnen viele andere Aussagen nicht.

Martina Blasberg-Kuhnke, Dortmund